



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Classen, Walther F.: Wie gewinnen wir die Arbeiterjugend?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Im zweiten Teile des Hyperion (Tübingen 1799) sind es nicht mehr einzelne Stimmen, sondern eine größere Masse harmonisch zusammenklingender Töne. Diotima hat in dem Helden ein frohes Gefühl der Tatkraft erregt. „Die heilige Theokratie des Schönen muß in einem Freistaat wohnen, und der will Platz auf Erden haben, und diesen Platz erobern wir gewiß.“ Eine republikanische Verfassung schwebt ihm vor. Die ganze Welt der Griechen erscheint ihm unter dieser Idee: Der Genius von Agis und Kleomenes ist das Abendrot des griechischen Tages, wie Theseus neben Homer die Aurora. Aber er geht allzu leidenschaftlich ans Werk und es mißlingt. Alles fällt in Trümmern zusammen. Nun fühlt der Held erst im Leiden der Seele Freiheit. Er verliert sich in die äußerste Einsamkeit des Geistes; „unter den Göttern“ sucht er sein Heil in entsagungsvoller Kontemplation, wo auch Hülsen und Schleiermacher sich treffen, um auszuruhen von dem Kampfe der Zeit. Ihr aller Vorgänger und Führer ist der große griechische Weltweise, der nach langen Fahrten durch das stürmisch bewegte Meer seiner Zeit und manchem Schiffbruch die Stelle fand, wo seine Seele austauchen und frei von Tang und Schmutz die Welt der Ideen anschauen konnte. Es ist die beschauliche weltferne Ruhe des Philosophen. Hölderlin hat sie gesucht, aber nicht finden können.

Fichte hat niemals bei Hölderlin so im Mittelpunkt gestanden wie Schiller, und Haym geht zu weit, wenn er im zweiten Teil des Hyperion einen Übergang von Fichte zu Schiller findet. Die Hauptursache für den kurzen Glücksrausch des Helden ist doch die glückliche Stimmung der Frankfurter Zeit, und Hölderlin schreibt, als er in der Stimmung dafür ist, Ideen, die in der Luft liegen.

(Schluß folgt)



Wie gewinnen wir die Arbeiterjugend?

Von Walthar F. Classen-Hamburg



ir stehen in den Städten heimatlosen Volksmassen gegenüber, in denen die Tradition der Familie abgerissen ist. Bei der Übersiedlung aus der ländlichen oder kleinstädtischen Heimat bewahrt die Frau noch lange Zeit Frömmigkeit, dazu die Künste des Nähens und Stopfens, Kochrezepte und medizinische Hausmittel, der Mann die strenge Ehrlichkeit, auch die Liebe zu seinem alten Regiment usw. Vererben können die Eltern davon oft nur wenig, auch wenn sie es versuchen.

Das neue Volk der Industriestadt ist religionslos. Auch unter den Besten, die jahrelang unter meiner Hand heranwuchsen, die mich oft und über alles reden gehört, erweckt ein Bekenntnis zu Gott und Unsterblichkeit erstauntes Kopfschütteln; Gebet ist fast unbekannt.

Ebenso ist die monarchische Tradition radikal abgerissen. Einen Namen wie Prinz Friedrich Karl finde ich z. B. im Gespräch fast unbekannt. Fürsten erscheinen als Menschen, die viel Geld brauchen. Mehr weiß man nicht von ihnen. Keine Spur des alten Pietätsverhältnisses!

Das neue Geschlecht, zwar reizbar und anspruchsvoll, hat doch nur sehr geringe Meinung vom Wert des einzelnen. Es wächst in Massen auf, arbeitet in Massen. Das protestantische Wort: „Arbeit ist Gottesdienst“ vermögen sie nicht zu begreifen. Denn es fehlt das sittliche Verhältnis zu ihrer Arbeit. Ein Nachweis vermittelt ihnen die Stelle. Der Chef ist den meisten unbekannt. Selbst bei der feinsten Arbeit, z. B. der des Schriftsetzers, wird bei den Besten oft genug ein Seufzer laut: „Wozu ich das arbeite, weiß ich nicht! Nur für meinen Lohn!“ Und das eben ist zu wenig Inhalt für saure Arbeit und macht die Gemüter zur Bitterkeit geneigt.

Gegen all dies läßt sich nicht einwenden: Es gibt doch noch viele Ausnahmen. Gewiß! Aber wir haben in der Stadt zurzeit überall den Zustand der ersten stadtgeborenen Generation: die Eltern noch kernfest, viele Kinder glänzend begabt. Schlummernde Fähigkeiten entfalten sich in neuer Umgebung. Mischung der Volksstämme steigert noch die Begabung. Aber die Krankheit der Familie, nämlich völlige innere Entfremdung zwischen Eltern und Kindern, besteht auch hier. Und dem moralischen Charakter fehlen die Wurzeln.

Und all dies wird in den nächsten Jahren noch schlimmer werden, sofern die Lebensbedingungen bleiben wie sie sind. In dem Arbeiterquartier der Großstadt werden die Bilder düsterer, je dichter die Straßenreihen bebaut werden. „Früher waren meine Leute hier arm, aber brav,“ sagt mein Nachbarpastor, „jetzt aber wird viel verdient, aber eine Gemeinheit macht sich breit, die wir hier früher nicht kannten.“ —

Was soll nun geschehen? Eine Gemeinschaft der schulentlassenen Jungen soll gebildet werden. (Übrigens auch der Mädchen.) Wie soll solche Gemeinschaft geschaffen werden? Vollständig abgewöhnen muß sich der, der es versucht, daß er zunächst bei Volk und Jugend eine Autorität sei durch seine Bildung und sein Amt. Hier ist Neuland, hier ist Wildwest: Hier gilt nur der Mann.

Die Worte „patriotisch“ und „heilig“ haben nahezu einen schlimmen Sinn in dieser Welt; sie werden mit Spott im Munde geführt. Hier sollen wir anfangen. Und es geht doch.

So geht es freilich nicht, wie es einmal erzählt wurde: Ein schönes Heim war da für die Lehrlinge. (Schöne Heime sind überhaupt viel weniger wichtig als rechte Männer.) Es kamen auch Jungen. Man gab ihnen alles umsonst, was ganz verkehrt ist. „For wat, is wat!“ sagt der Hamburger. Für eine gute Sache will er auch seinerseits was leisten. Ein guter Zug! Man pflege ihn, und pflege die proletarische Begehrlichkeit nicht noch groß. Also in diesem Heim wurde zu Kaisers Geburtstag Apfelreis gekocht. „Jungen, wißt ihr auch, warum ihr das heute bekommt? Es ist Kaisers Geburtstag!“ Da nahmen alle

Jungen ihre Mühen, sagten kein Wort und kamen niemals wieder. Zweierlei war hier verfehlt: erstens, Jungen essen zwar gern Apfelreis, aber das lassen sie nicht gern merken, und zweitens, bei ihnen zu Hause denkt niemand an Kaisers Geburtstag. Nun ist gerade ihre Opposition gereizt. Jetzt wollen sie zeigen, daß sie doch auch Charakter haben.

Also so geht es nicht. Aber es geht.

Wer es unternimmt, muß die Lebensverhältnisse der Jungen kennen. Sie haben meist sehr wenig freie Zeit. Wochenabends sind sie nur zu später Stunde, zum Teil zu sehr später Stunde frei. Man kann mit ihnen allenfalls turnen oder lesen.

Es hat mich oft in meinem Gewissen beunruhigt, daß die Jungen, die abends überhaupt zu haben waren, erst um 9 oder 9 $\frac{1}{2}$ Uhr erscheinend, kaum vor 11 Uhr ins Bett kamen, also zu wenig Zeit zum Schlaf behielten. Andererseits zeigen diese stets in Bewegung und Tätigkeit befindlichen Jungen sich wenig empfänglich für geschlechtliche Verführung und überhaupt gut gewappnet gegen die tausendfachen Reizungen der Großstadt.

In wenigen Sommerwochen ist es vielleicht noch möglich, in der Abenddämmerung im Freien zu spielen. Sonntags morgens müssen viele Jungen in die Gewerbeschule oder ins Geschäft. Und müssen sie das nicht, so haben sie doch ihr Zeug instand zu setzen und sind auch manchmal in der elterlichen Wohnung zu mancherlei Arbeit nötig. So bleibt nur der Sonntag nachmittag von 2 oder 3 Uhr an frühestens. Verkäufer in Läden werden oft erst um 5 Uhr frei sein. Da kann man aus der Großstadt nicht mehr hinaus und ins Freie kommen. Selbst auf entferntere Spielplätze sind sehr viele Jungen nicht zu bringen. Man muß hier mit der, nur in jahrelanger Arbeit zu überwindenden Schläffheit sehr vieler Jungen rechnen. Vor allem aber soll nicht vergessen werden, daß auf diesen Jungen vom vierzehnten Jahre an die Woche über und auch noch in so mancher Sonntagsstunde das unerbittliche Muß der Arbeit liegt. Gibt's bei der Arbeit auch manchen Spaß und manche Bummelstunde, freie Zeit für sich selbst kennen die Jungen kaum. Es ist eben nur der Sonntag nachmittag. Also ist die Neigung sich fest zu binden, mit Recht nur gering. Und da ist es ein sehr bedenkliches Mittel, die sportliche Leidenschaft zu wecken, um den Mangel an Energie in diesen kurzen Freistunden um jeden Preis zu beseitigen! Sehr viele (viel mehr als in höheren Schulen) sind schwächlich, unterernährt, nervös. Diese müssen sozusagen langsam herangewöhnt werden. Man sollte meinen, ein Wintermarsch von sieben bis acht Stunden bei leichtem Frost mit Rast im Freien müßte doch möglich sein. Ich habe mich überzeugt, daß es für manche zu viel ist. Sie müssen zwischendurch eine halbe Stunde in einer warmen Stube ausruhen und etwa eine Tasse warmen Kaffee haben. Wanderungen kann man überhaupt nur in längeren Zwischenräumen unternehmen. Die Jungen müssen sich für den ganzen Sonntag frei machen können. Im Frühjahr halte ich mit meinen Unterführern mehrfach Besprechungen,

um sie für die rechte Pflege und Sorge vorzubereiten. Jedes Frühjahr hat man wieder Neulinge mit engen Stiefeln, Sonntagszeug, ohne Mäntel, viel zu dick oder viel zu leicht gekleidet. Vorschriften nützen nichts. Manche Jungen haben nichts anderes, auch die Mütter widerstreben. Da ist es eine große Kunst, die Jungen zu lehren, daß sie sich aus dem, was sie haben, zweckmäßig ausrüsten. Schenken von Ausrüstungen, überhaupt Schenken an die einzelnen, ist ganz verkehrt. Man erntet nur Undank. Die Jungen müssen lernen, sich selbst zu helfen. Und sie können es. Etwas anderes ist es, ob man dem Verein bei der Anschaffung von Turngeräten, Booten usw. helfen will. Aber auch hier ist es immer gut, wenn wenigstens einiges von den Jungen selbst zusammengebracht wird.

Neben den Schwachen und Zarten stehen nun aber auch Starke; namentlich im siebzehnten und achtzehnten Jahre entwickeln diese gesund lebenden Jungen eine übersäumende Kraft. Hier gilt es zu zügeln. Vergessen wir doch nie, was diese Jungen schon in der Woche leisten. Ich erinnere mich eines Nachtmarsches, wo ich früh mit Mühe eine ermattende Gruppe mit der Hoffnung auf den Sonnenaufgang ermunterte. Am Nachmittag gestand mir der jugendliche Führer der Gruppe, ein Schlosser, er wäre damals fast umgefunken. Er hatte am Sonnabend bis 8 Uhr abends gearbeitet und war dann um 9 Uhr abends wohlausgerüstet am Platze gewesen, um die Führung seiner Gruppe zu übernehmen. Es steckt gerade in manchen Großstädtern ein unglaubliches Feuer. Sie gehen darauf los wie die Löwen, — aber wenn wir sie nicht lenken, wenn wir aus dieser Leidenschaft nicht die ruhige Stärke herausbilden, dann verzehren sich diese kraftstrotzenden Jünglinge nur zu schnell. Auch für diese ist der Ehrgeiz, den wöchentliche sportliche Wettkämpfe entfesseln, ein gefährliches Gift. Ihre reine, urwüchsige Kraft bedarf vor allem hoher, sittlicher Ideale, zu denen sie sich in edler, tiefer, stiller Begeisterung emporreden.¹

So ist es wahrlich eine große und schwere Kunst, diese Arbeiterjugend zu sammeln und zu leiten.

Am Sonntag nachmittag tummelt sie das Turnspiel auf freiem Platze! Da wird die Kraft gelübt, da ist Zucht und Kameradschaft. Allerdings, hier muß der Freund der Jugend helfen, führend, schlichtend, mäßigend. Denn die städtische Jugend ist zunächst egoistisch und schwer verträglich, unsozial durch und durch. In Halle oder Vereinsaal aber warten auf Tischen Spiele und Bücher. Gewählte Ordner müssen das besorgen, freilich nicht ohne Ermunterung und Unterstützung ihres Freundes und Führers. Gewissenhafte Beamtentreue soll ja erst gelernt werden. Die Bilderwerke sind nicht abgelegte Zeitschriften und frommes Zeug; gute Sachen sind's, viel fremde Länder, viel Krieg ist dabei. Jungen sollen auch Freude am Kampf haben. (Das sage ich nicht; dann würden gleich allerhand Leute mit mir diskutieren wollen.) Aber ich suche die Bücher danach aus.

Nun kommt der Pfiff oder Ruf. Die Spiele hören auf. Bürsten, Waschen, Kämmen! — und alles setzt sich zum Vortrag. Es ist wie im Männersaal der

alten Germanen, wenn die Laten der Vorzeit gesungen wurden. Wovon wird heute erzählt? Von Nachtigall, dem Afrikareisenden, dem deutschen Gelehrten, der den Schleier über der Sahara zuerst lüftete mit kühnem Forschermut, einem friedlichen Mann, der niemals auf einen Wilden geschossen hat, und der doch ein Held war, der die Wüste und listige tyrannische Sultane mit ruhigem, starkem Geiste überwand. Jetzt singen wir Lieder: alte gute deutsche Lieder! Der Leiter hat noch etwas zu sagen: Er hat in diesem bewegten Leben fast jede Woche noch etwas zu sagen. Es fehlt an Ordnern. Warum will keiner heran an das Amt? Es ist zu mühsam. „Ihr wollt doch alle große Demokraten, Sozialdemokraten sein. Die verwalten alle ihre Angelegenheiten selbst. Ihr wollt viel besser als die Christenleute sein. Ihr übt gern Menschlichkeit und Liebe! Nun, hier ist Gelegenheit!“ Das hilft. Die kleinen proletarischen Seelen sind doch einmal aufgerüttelt. Die bessere Jungennatur ist getroffen. Drei melden sich zu dem Amt. Die Versammlung erklärt sich einverstanden.

Ein anderes Mal ist trauriges zu melden: Krankheit, Todesfall. Hat der Tod in die Reihen gegriffen, so spreche der Freund der Jugend aus, was er über den Kameraden zu sagen hat, und wenn er's vermag, so bekenne er's: der Verlorene lebt. Hier ist der Ort zum religiösen Bekenntnis. Denn im Volke gilt jeder, der seine ganze Person und seinen ganzen Glauben einsetzt zu der Stunde, wo es erwartet wird.

In der Woche muß der Leiter solches Kreises die Eltern besuchen. Dem Elternhaus muß Ehre erwiesen werden. Das kann nur helfen, die Autorität der Eltern zu festigen. Auch lernt der Besucher unendlich viel hierbei. Er lernt das Leben kennen, aus dem seine Jungen herkommen. Es wird ihm leichter, auf die Pflichten und Interessen der Jungen einzugehen, in denen ihr Reichtum besteht.

Weiter aber wird der Leiter solches Kreises seine Helfer und Freunde, auch die aus der Jugend selbst heranwachsenden, von Zeit zu Zeit zusammenrufen, um die gemeinsame Arbeit zu besprechen. So nur wird es möglich sein, jenes unsichtbare, aber unzerreißbare Netz einer feinen Disziplin über das Ganze auszubreiten. Die Jungen, denen die sichere Erziehung des Hauses eben zum Teil gefehlt hat, können zunächst nicht gehorchen. Der Leiter ist ihnen kein Vorgesetzter, die Jungen kommen ja freiwillig. Trotzdem muß es gelingen, hier die Grundlagen der Kultur zu festigen: „Bitte, bringe diese Malstange fort!“ — „Nein, ich habe hier nicht mitgespielt.“ — „Aber sie gehört doch uns allen, bitte.“ — Der Junge faßt das Ding an. Doch ach, der arme Vereinsleiter, der dachte, nun wär's getan! Dann weiß er noch nicht, was proletarischer Charakter heißt. Der Junge wird die Stange inmitten des Platzes niederlegen. „Aber, lieber Freund, das nenne ich unehrlich. Wenn du den Anfang machst, mußt du auch ein rechtes Ende machen.“ Der Junge schaut etwas beschämt. Der Vereinsleiter ist doch ein ganzer Kerl, läßt sich nichts vormachen. Der erste Schritt zum freiwilligen Gehorsam ist getan.

Ein Kasten Schachsteine liegt ausgestreut. „Komm, wir wollen es einpacken!“ — „Ne, ich habe nicht damit gespielt.“ — „Aber wir müssen doch die Sünden der Mitmenschen wieder gut machen; ich helf dabei!“

So lernt unsere Jugend mehr Christentum und sozialen Bürgerfinn als aus vielen Reden. Und in solcher Gemeinschaft erleben die Jungen die Freude reiner Jugend. Durch solche reiche Jugendzeit wird die Stätte unseres Wohnens uns erst zur Heimat. Und aus der Erinnerung daran wird im Jüngling die Liebe zur Heimat geboren. Aus der Freude an Jugend und Heimat allein kann die Vaterlandsliebe erwachsen.

Aus der Gemeinschaft der Jungen soll später eine kleinere Zahl der Besten und Tüchtigsten sich noch einmal zusammenschließen zu ernster geistiger Beschäftigung. Vorträge zu hören und ernst zu besprechen wird nun die Aufgabe. Das ist nur möglich, wo schon in mehrjährigem Zusammenleben eine sittliche Gemeinschaft gegründet ist. Sonst drängt die Eitelkeit sich vor, und die Phrase, der Todfeind des Nachdenkens, macht sich behaglich breit. Nein, hier wird zugehört, nachgedacht. Und wer den Mund aufzut, tut's meist erst, nachdem er ein Halbjahr zugehört hat. Und was nun gesprochen, kommt aus dem Herzen oder aus der Erfahrung — zwar nicht immer; aber dafür ist der Freund der Jugend ja noch da, zu klären, zu berichtigen, — mit jener Geduld, welche feurige Jugend beanspruchen kann von uns. In solchem gemeinsamen geistigen Leben wird diesen Jünglingen aufgehen die Herrlichkeit deutschen Geisteslebens, der Reichtum unseres Volkes an Geist und Gemüt und Erkenntnis, wunderbar vor allen Nationen. Erst daraus erwächst unserem neuen Geschlecht der Stolz auf unser Volk, und daraus die Einsicht: Hier gilt es Herrliches zu verteidigen. Dies zu schützen, stehen Kaiser und Reich da. Der alte Ruf für König und Vaterland ist vergessen. Ein neuer erhält nun seinen großen Inhalt: Für Kaiser und Reich! Endlich hebt sich aus dem Kreise der Jünglinge wieder ein noch engerer Kreis heraus: die jungen Männer, die nach Militär- und Wanderjahren sich wieder zusammenfinden, noch jung im Herzen und doch merkwürdig ernst und mit Sorgen vertraut. Denn nirgendwo rächt sich Leichtfinn so furchtbar hart wie im Großstadtleben. In diesem kleinen Kreis lebt ein neugeborenes soziales Pflichtgefühl. Der Wert dienender Liebe ist ihnen aufgegangen in einer zehnjährigen Gemeinschaft. Sie werden sich bewähren in ihren neugegründeten Familien und je nach ihrer Kraft auch nach außen. Hier ist das Salz des neuen gesunden Volkstums. — —

Wie muß der Mann sein, der diese Arbeit leisten soll?

Er kann vielerlei gebrauchen. Viel Wissen, vielerlei Kunst, Turnen, Handwerk, Gesang. Was er auch kann, er wird es gebrauchen können. Vor allem aber muß er frisch sein und ein gesundes frohes Herz haben, und endlich, was in Deutschland sehr selten ist: Blick für die Naturgeschichte des Volkes. Dann wird er sehen, wie eine mächtig vorwärtstrebende Kultur Raubbau treibt mit der Volkskraft. Unsere Fabriken, Werften und Rhedereien tun völlig so, als

feien gesunde, ehrliche, treue und kluge Arbeiter eine Ware, die für gutes Geld stets in beliebiger Quantität geliefert werden könne. Die deutschen Dörfer und die alte Handwerkerstube haben sie geliefert. Ein düsterer Großstadtdistrikt ohne Licht und Sonne und ohne Gottesglauben liefert wohl eine Zeitlang die Quantität, aber in stets geringerer physischer und moralischer Qualität. Viel zu spät erwacht in den Kreisen der großen Arbeitgeber der Gedanke, daß ohne eine Lösung der Siedlungsfrage unsere Volkskraft ersticken muß. Der Freund der Jugend wird diese Dinge sehen; er sieht auch die Bausppekulation, mächtiger als der beste Wille kommunaler Beamten, immer aufs neue die Quartiere auf-türmen, in denen der Kapitalismus seine grenzenlose Kurzsichtigkeit erweist.

In dieses Chaos, das „Zivilisation“ genannt wird, tritt der Freund des Volkes. Da bedarf es eines ruhigen und starken Glaubens an die endliche Gerechtigkeit Gottes in der Geschichte. Und dazu muß er schon von Vater und von Mutter eine heilige Liebe zu der durch unsere Geschichte gewordenen Kultur ererbt haben. Sellen Auges muß der Freund der Jugend auch die Stärken und Schwächen der Sozialdemokratie erkennen.

Die großen Genossenschaften der Gewerkschaften und Konsumvereine, durch welche die Arbeiter bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen erkämpft, und mit bedeutendem Talent zur Selbstverwaltung sich Versicherung bei Arbeitslosigkeit, den Wanderburschen verbesserte Herbergen, den Hausfrauen guten und soliden Einkauf, mancher Familie schon gute und schöne Wohnung geschaffen haben, gehen nicht wieder unter. Jetzt hängt das Arbeitervolk an diesen Organisationen mit Germanentreue. Sie werden sich schließlich als Nachfolger den mittelalterlichen Genossenschaften in der Organisation unserer Gesellschaft einfügen. Freilich wird der ruhige Beobachter auch erkennen, wie die Abnahme an geistiger Begabung und an ernster Gründlichkeit bei der städtischen Massenbevölkerung auch die Arbeiterbewegung langsam geistig ärmer macht. Durch das demokratische Prinzip aber wird dieser geistig ermattenden Masse ein Übergewicht gegeben, das mit bleiernem Druck auch die besten, klügsten Männer innerhalb der Sozialdemokratie niederdrückt. Dazu kommt die größte Schwäche der Sozialdemokratie: die prinzipielle Verachtung des Gemütslebens. Wohl regt sich ein ernster Wille hier und dort und immer häufiger, das neue Arbeitervolk zu erziehen, wirklich im edlen Sinne zu bilden. Aber solcher Wille kann sich nicht gesund entfalten. Das fremde Prinzip hypnotisiert diesen guten Willen, daß er immer wieder zur Demagogie benutzt wird. Denn in unserer Sozialdemokratie lebt die ganz undeutsche, französische liberale Aufklärung, verbunden mit dem Materialismus des Karl Marx. Ausgerottet wird aus den Herzen des Volkes mit leidenschaftlichem Haß, was groß und heilig ist: die Erinnerungen an Luther, Arndt, Blücher, Gneisenau, Wilhelm den Ersten. Aber das deutsche Gemüt schreit nach Leben. Und wer dies alles kennt und ohne Zorn seinen Weg geht, der kann die Herzen der Jugend an sich fesseln, und was er baut, ist nicht einzureißen. Ruhig tue er seine Arbeit. Er wird sehen, es gibt noch vieles, was

nicht zur ökonomischen Theorie der Sozialdemokratie stimmt. Die Welt sieht ganz anders aus. Einerseits heben sich die Begabten und Tüchtigen empor. Die wirtschaftliche Blüte des Vaterlandes gibt ihnen Kraft, ein besseres Feld als die eifersuchtsvollen Kämpfe der Vorstadtpolitik. Diesen die Seele sittlich zu stählen und zu adeln für ihren Weg, ist eine Aufgabe für den Freund der Jugend.

Die Masse des Volkes aber gewinnt wenig Anteil am vielgerühmten geistigen Aufschwung der arbeitenden Klasse. Für sie sind Kinematographen und tausend oberflächliche Betäubungsmittel, vor allem aber viel Mühe und Müdigkeit. Die Masse verarmt geistig; sie ist wie eine Herde ohne Hirten. Getreu den materialistischen Evangelien sind unsere stolzen Sozialdemokraten unbarmherzig hart gegen die wirklich Armen und erst recht gegen die Sündigen und Elenden. Hier ist das große nationale Arbeitsfeld für den Freund der Jugend! — —

Wer kann ein solcher Mann sein? Bis jetzt haben vor allem Pfarrer und Gewerbeschullehrer die Arbeit angefaßt. Ihr Beruf führt sie dazu. Auch Juristen und Ingenieure, wenn sie es versuchten, haben es gekonnt. Helfen kann jeder, der die rechte frische Liebe für Volk und Jugend hat. Jedes Talent ist zu verwerten. Jedoch für die großen Arbeiterquartiere, für seelenarme Industriedörfer, ja, in einer anderen Bedeutung auch für die in der Ostmark im Kampfe stehenden Deutschen sind notwendig Männer und Frauen, die ganz und mit voller Kraft sich in den Dienst des Volkes stellen. Neue Ordensritter brauchen wir. Viele warten vielleicht nur auf den Ruf und den Wegweiser. Denn ganz frei von anderen Sorgen und Pflichten, frei auch von allen Rücksichten muß der sein, der an diesen Positionen gewinnen soll wo der Kampf um die Seele des deutschen Volkes auf Tod und Leben geführt werden muß. „Gib dich deinem Volke selbst!“ muß ihre Losung sein. Kein Programm, keine Instruktion kann hier helfen, nur du selbst mit allem, was du bist und hast. Du mußt dich selbst zum Mittelpunkt eines neuen Lebens machen für die Heimatlosen. In die gefährdeten Grenzgebiete unserer Kultur, eben nicht nur in die Nachbarschaft slawischen Volkstums, sondern auch in die weiten öden Straßen der Industriebevölkerung Männer zu werfen von solcher Entschlossenheit und zäh ausharrender Begeisterung, das scheint mir eine dringend notwendige, herrliche Aufgabe. — —

Was können Staat und Gemeinde bei der Arbeit helfen? Sie können vor allen Dingen Versammlungsräume, z. B. Schulkturnhallen und Spielplätze, zur Verfügung stellen. Diese können nicht von den Groschen der Jungen bezahlt werden. Die laufenden Kosten aber für Bälle, Klippen usw., vor allem aber auch die Kosten für Bahnfahrten, Turnzeug usw. müssen die Jungen selbst aufbringen. Unser deutsches Volk ist so arm nicht. Wollen die Jungen z. B. gern ein Boot haben, so soll erst die Vereinskasse eine Weile sparen. Ganz wird es ja nicht langen, was der Verein kann; aber das Boot wird ein ganz

anderes sein, wenn es auch nur zum Teil von der Jungen eigenen Groschen erworben ist. Eine außerordentlich wichtige Hilfe kann allerdings der Staat leisten: Ermäßigung der Eisenbahnpreise. Vereine von Jugendlichen, die eine gewisse pädagogische Befähigung allerdings nachweisen müssen, sollten als Schüler fahren können. Jetzt können tatsächlich unsere reichen Gymnastasten auf ihren Schultouren billiger fahren als meine Lehrlinge. Vor allem sollten die Behörden denen, die mit Mut, Liebe und Aufopferung sich der Arbeiterjugend widmen, mehr Vertrauen schenken. Das Seelenleben unseres Volkes ist tatsächlich Tausenden in unseren gelehrten Berufen ein unbekanntes Land. Darum wird manches, was ein rechter Freund der Jugend unternimmt, merkwürdig erscheinen. Aber dieser weiß schon, was er tut. Wenn ein Mann aus der Fülle langjähriger Erfahrung sagt: die neuen Parks, die ihr anlegt am Rande der Stadt, die nützen uns hier nichts; die freie Zeit unserer Jungen ist zu kurz; viele sind auch zu matt; da bringe ich sie nicht hin; — dann soll man solchen Mann nicht hochmütig abweisen, sondern nachdenken über die furchtbare, erschütternde Wahrheit, die er ausspricht.

Wenn solch ein Pfarrer oder Lehrer es ausspricht: wenn ich in meinem Verein eine Bibelstunde halten wollte, so würde ich den Verein sprengen, so sollte man's solchem Manne glauben und ihm nicht Mangel an christlicher Gesinnung vorwerfen. Im Gegenteil, Bewunderung gebührt dem Mut und der Geduld, in dieser Arbeit auszuhalten. Vor allem muß es immer wieder betont werden, daß es bei der Erziehung sich um psychologische Vorgänge handelt. Durch Gründung von Heimen und Häusern, durch Ansprachen und Reden wird es nicht gemacht. Sondern es handelt sich um sorgsame, schwierige, harte Arbeit. Das wichtigste sind die rechten Männer, die es können. Die soll man halten und unterstützen, und vertrauen, daß ein rechter Erzieher am rechten Platze mehr schafft als das beste Komitee von Männern der besten Absichten. Vor allem muß solches Komitee zunächst in der Stille wirken. Wird von seinen Beratungen in den Zeitungen geschrieben, ehe die Arbeit selbst im Gange ist, so macht die Sozialdemokratie mobil. In ihren Blättern, in den Werkstätten, in der Gewerbeschule wird das neue Unternehmen schlecht gemacht, ehe die Freunde der Jugend nur einen Jungen zu sehen bekommen.

Hat das Unternehmen Wurzel geschlagen, dann kann ein Komitee einflußreicher Männer viel nützen durch Vermittlung von Vorträgen, Büchern, Besichtigung von Fabriken usw. Eine recht schwierige Aufgabe ist es dann, auch eine Vermittlung herzustellen mit den Forstbeamten und Besitzern von Waldungen. Feldlager im Freien kommen zwar für die gewerbliche Jugend weniger in Frage. Diese kann ja doch kaum je vierundzwanzig Stunden draußen sein. Aber ein Sonnenwendfeuer ist doch etwas Schönes, auch der Besitz eines festen Punktes in schöner Landschaft, wo die Wanderschar vom Wirte unabhängig ist. Vor allem kann eine Forstverwaltung wohldisziplinierten Vereinen mehr Vertrauen schenken als den unerfahrenen Wanderhaufen, die die Großstadt sonst

auswirft. Solch geschenktes Vertrauen ist aber wieder ein Mittel, das der Freund der Jugend verwerten kann, das Ehrgefühl der Jungen anzuspornen. Unmittelbar staatliche Unternehmungen können und dürfen die Jugendvereinigungen nicht sein. Aber es kann ein Verhältnis freundschaftlichen Vertrauens bestehen. Und wenn dieses Vertrauen vermittelt wird durch den der Jugend lieben und vertrauten Führer, nicht als gleichsam eine abstrakte Gabe, die das Volk gleichmütig wie ein gutes Recht und undankbar hinnimmt, dann gewinnt auch die Jugend wieder eine andere, bessere Vorstellung von ihrem vaterländischen Staat. Sie vermächst durch die Freuden, die sie durch ihre Freunde erlebt hat, durch die Charakterentwicklung, auf die der junge Mann schließlich selbst mit Staunen und Freude zurücksieht, mit der deutschen heimischen Kultur, und gewinnt das, was unserem Volke jetzt in so erstaunlicher Weise fehlt, die treue Dankbarkeit gegen das Vaterland.



Der Beichtvater eines Kaiserpaares

Schilderung eines bewegten Lebenslaufes

Von Dr. Arthur Kochs=San Antonio (Texas)



So sehr man auch geneigt und berechtigt ist, vom rein menschlichen Standpunkte aus das Schicksal der Kaiserin Charlotte von Mexiko und ihres am 19. Juni 1867 am Cerro de la Campana unter dem Beletoufener des Standgerichtes gefallenen Gatten zu beklagen, so sorgsam sollte man sich doch auch davor hüten, rückhaltlos den Stab über ihre Gegner zu brechen — wie das unlängst wiederholt geschehen ist — und sie, den trefflichen Benito Juarez, den Reorganisator seines Vaterlandes, an der Spitze, als Banditen und Mörder zu brandmarken.

Vergleiche hinken ja stets ein wenig, aber trotzdem sind sie zur Erläuterung oft wirksamer als langatmige Auseinandersetzungen. So stelle man sich einmal vor, im Deutschen Reiche wogte — was das gütige Schicksal verhüten möge! — ein blutiger Kampf zwischen zwei großen Parteien, einer konservativen und einer ultraradikalen. Letztere bliebe dabei Siegerin und beriefe aus dem Auslande einen Diktator, um ihre Herrschaft zu einer dauernden zu machen. Besagter Diktator aber schaltete und waltete im Lande jahrelang als unbeschränkter Machthaber und behandelte als solcher die Führer der unterlegenen konservativen kriegsführenden Gegenpartei nicht als solche, sondern als Rebellen, die er, wenn sie in seine Hände fallen, standrechtlich erschießen läßt. Was würde nun, wenn sich das Blatt wendet und aus den Besiegten Sieger geworden sind, geschehen?